

KAI MEYER
ARKADIEN
erwacht

CARLSEN

Alessandro seufzte leise und führte Rosa vom Hauptweg in eine schmale Gasse zwischen Wänden aus marmornen Grabfächern. Fünf, sechs lange Reihen aus Rechtecken übereinander, darauf gerahmte Schwarzweißfotos der Toten, ihre Namen, die Geburts- und Todesdaten. An einigen waren Blumen und Gestecke befestigt.

»Eigentlich möchte ich dir etwas geben«, sagte er, als sie zwischen den Marmorwänden aus dem Blickfeld der übrigen Trauergäste verschwanden. »Ein Geschenk. Und dann wollte ich dich einladen.«

»Mich – «

»Erst das Geschenk.« Er zog etwas aus der Tasche seines Jacketts.

»Oh«, sagte sie ohne jeden Enthusiasmus. »Ein Babybuch.«

Es war winzig, kleiner als eine Zigarettenschachtel, mit ledernem Einband und vergilbtem Seitenschnitt.

»Aber es hat den Vorteil, dass es ein Leben lang so niedlich bleibt«, sagte er. »Und nicht schreit.«

»Und besser riecht, hoffe ich.«

Er öffnete es und presste die Nase zwischen die Seiten. »Nicht so gut wie frisch gedruckt, aber ganz in Ordnung, schätze ich.« Ihre erste Reaktion schien ihn nicht abzuschrecken. »Mein Vater hat es mir gegeben, bevor er mich ins Internat nach Amerika abgeschoben hat.«

Sie verkniff sich eine Bemerkung, beobachtete ihn nur. Sein Blick streifte über die zahllosen Gesichter auf den

Grabplatten, die meisten der ausgeblichenen Fotografien alt und seltsam unscharf, wie von Geistern. Viele Blumen an den Grabfächern waren vertrocknet.

»Sie welken so schnell«, sagte sie.

»Glaub mir«, erwiderte er leise und nickte in die Richtung seiner Familiengruft, »auf *seinem* Grab würden sie auch ohne diese Hitze eingehen.«

Sie fischte das Buch aus seinen Fingern. »Lass mal sehen.«

Sein Lächeln kehrte zurück, wanderte von den Mundwinkeln hinauf zu seinen grünen Augen, was sie einen Moment lang weit mehr faszinierte als das lederne Bändchen in ihrer Hand. Dann aber betrachtete sie es genauer. Vorder- und Rückseite waren unbeschriftet, das Leder verkratzt. An der Seite stand in blassgoldenen Lettern der Titel: *Die Fabeln des Aesop*.

Fragend sah sie ihn an, und da zeigte er ihr wieder dieses Lächeln. Als ihr bewusst wurde, dass sie es erwiderte, schaltete sie umgehend drei Gänge zurück und ersetzte es durch ihre bewährte Mischung aus Arroganz und schlechter Laune. Sie beherrschte einige Variationen davon, und diese hier schlug jeden in die Flucht. Außer U-Bahn-Kontrolleure.

Und Alessandro Carnevale. (...)

Eine Dreiviertelstunde später verließen sie die A19 an der Abfahrt Agira und fuhren auf staubigen Nebenstraßen nach Norden. Diesmal prägte Rosa sich den Weg ein. Es ging lange durch menschenleere Hügel, ehe sie nach einer weiteren halben Stunde die gesperrte Auffahrt der stillgelegten Autobahn erreichten. Dort fuhren sie nebeneinan-

der – sie hatten alle vier Spuren für sich allein –, und Rosa glich das Tempo des Maserati dem von Alessandros Ferrari an.

Die schroffe Schlucht mit den antiken Grabhöhlen, an deren Kante die Autobahn endete, kam eben in Sicht, als Alessandro langsamer wurde und mitten auf der Fahrbahn anhielt. Es mochten noch zwei Kilometer bis zu der eingestürzten Brücke sein, aber er stellte den Motor ab und stieg aus. Rosa glitt ebenfalls vom Fahrersitz und sah durch das Hitzeblimmern über dem aufgeheizten Wagendach zu ihm hinüber.

»Lass uns das letzte Stück zu Fuß gehen«, schlug er vor.

Sie blickte sich um, entdeckte weit und breit keine Menschenseele und schob dennoch den Schlüssel ins Türschloss. Der Wagen war zu alt für eine Fernbedienung, und einen Moment lang fragte sie sich, ob schon ihr Vater damit gefahren war. Die Vorstellung berührte sie mehr, als sie sich eingestehen wollte.

Schon nach wenigen Schritten hielt Alessandro inne und bückte sich zu einem Löwenzahn hinunter, der sich durch den geborstenen Straßenbelag gekämpft hatte.

»Nicht pflücken«, bat Rosa. »Er hat sich solche Mühe gegeben, ans Tageslicht durchzubrechen.«

Alessandro schüttelte den Kopf, streckte vorsichtig die Finger aus und hob einen Käfer aus dem Schatten der Pflanze. Sanft setzte er ihn in die Mitte seiner Handfläche. Der Chitinpanzer schillerte in allen Farben des Regenbogens, als das Insekt mit den Fühlern seine Haut erforschte.

»Sieh dir das an«, sagte er, »er hat kein bisschen Angst vor mir.«

Sie blickte auf und begegnete Alessandros Blick.

Er fragte: »Warum hast du welche?«

»Merkt man mir das so sehr an?«

»Du versuchst, irgendwas vor mir zu verbergen; *das* merkt man. Was genau es aber ist« – er lächelte –, »war nur geraten.«

»Vielleicht falsch geraten.«

»Was dann?«

»Das Ganze hier – dieser Ort, Sizilien, du, ich mit dir hier – das macht mich vielleicht nervös. Aber Angst habe ich nicht.«

»Gut.« Er platzierte den Käfer behutsam zurück auf dem Boden, sah ihm zu, wie er in den Schatten des einsamen Löwenzahns kroch, und setzte sich wieder in Bewegung.

Im selben Moment schob sich eine einzelne Wolke vor die Sonne. Schlagartig verlor die ockerfarbene Hügellandschaft zu beiden Seiten der leeren Autobahn ihre Leuchtkraft. Durch den grauen Wolkenschatten schlenderten sie nebeneinander über den Asphalt, traten Steinchen beiseite und beobachteten winzige Echsen, die vor ihnen die Flucht ergriffen.

»Ich hab die Unterlagen aus dem Atelier durchgesehen«, sagte er. »Die Aufzeichnungen meiner Mutter, die Dokumente und all das Zeug.«

»Und?«

»Es ist so, wie ich dachte. Sie wusste genau Bescheid darüber, dass Cesare meinen Vater hintergangen hat. Offenbar hat sie sogar versucht, es meinem Vater zu erzählen, mehr als einmal.« In seine Stimme mischte sich ein bitterer Unterton. »Aber er hat nicht auf sie gehört. Er hat nie etwas auf

Cesare kommen lassen und hat ihm und seinen Ratschlägen ein Leben lang vertraut. Meine Mutter war auch dagegen, mich nach Amerika ins Internat zu schicken. Aber Cesare hat meinem Vater eingeredet, dass es wichtig wäre für meine Zukunft als *capo* der Carnevares, eine gute Erziehung in den Staaten zu bekommen. Damit war ich aus dem Weg, und Cesare musste sich nur noch um meine Mutter kümmern.«

Sie beobachtete ihn im Gehen von der Seite, sein makelloses Profil, seinen geschmeidigen Gang. Das erinnerte sie einmal mehr an ihren Traum, und diesmal ließ sie die Gedanken zu, ohne sich zu schämen.

»Zuletzt muss sie sich fast völlig auf die Isola Luna zurückgezogen haben, sie hat immer mehr Zeit allein in der Villa verbracht. Meinem Vater war das offenbar gleichgültig. In ihren Aufzeichnungen schreibt sie, dass er ihr vorgeworfen habe, sie sei nicht mehr bei Verstand, wenn sie allen Ernstes glauben könne, Cesare habe sich etwas zuschulden kommen lassen. Dieser Idiot hat es nicht wahrhaben wollen! Hat einfach nicht sehen wollen, welches Spiel Cesare jahrelang getrieben hat.«

»Und schließlich hat sie aufgegeben?«

»Nein. Bis zuletzt hat sie versucht, ihn zu überzeugen. Am Ende hatte sie genug Material beisammen, um Cesare endgültig auffliegen zu lassen. Beweise, die nicht mal mein Vater hätte ignorieren können! Kopien von geheimen Verträgen, sogar Protokolle von Gesprächen, die Cesare mit Politikern in Rom und Brüssel geführt hat ... In den Aufzeichnungen kurz vor ihrem Tod schreibt sie, dass sie meinen Vater angerufen und gebeten habe, zu ihr auf die Insel zu kommen. In den letzten Wochen hat sie anscheinend Angst

davor gehabt, die Isola Luna zu verlassen. Sie hat sich in der Villa verbarrikadiert – und ihm war das scheißegal!«

Sie berührte mit den Fingerspitzen seine Hand. »Das tut mir leid.«

»Aber sie schreibt auch, auf der allerletzten Seite, dass er eingewilligt habe, zu ihr zu kommen und sich die Sachen anzusehen. Gott, sie war so stolz darauf. Dass er ihr zuletzt doch noch hätte glauben müssen, dass nicht alles umsonst gewesen war ...«

»Aber statt deines Vaters ist Cesare zur Insel gefahren.«

»Sie muss Verdacht geschöpft haben, als sie die Unterlagen in ihren Gemälden versteckt und ein paar harmlose Kopien im Safe platziert hat, damit Cesare sie dort findet. Aber davon schreibt sie nichts mehr. Ihre letzten Sätze klingen ...« Er schluckte und rang kurz nach Worten. »Sie klingen fast glücklich, weißt du? Sie hat meinen Vater trotz allem immer noch gern gehabt, und sie schreibt auch, dass sie mich ... dass sie ...« Er brach ab, blieb stehen und wandte für einen Moment das Gesicht ab. Rosa wartete. Es drängte sie, ihn zu umarmen und zu trösten. Aber dann sah sie den Streifen aus schwarzem Fell, der seinen Nacken hinaufkroch, und sie zögerte.

Einen Augenblick später hatte er sich wieder im Griff, schenkte ihr ein flackerndes Lächeln und nahm ihre Hand, um weiterzugehen.

Die Wolke glitt an der Sonne vorüber, und erneut flutete Glut über das ausgedörrte Land und die verlassene Autobahn. In der Ferne zerfloss die Asphaltkante am Rand der Schlucht in einem silbrigen Flirren.

»Ich kann nichts dagegen tun«, sagte er nach kurzem Schweigen. »Wenn es losgeht, unter bestimmten Bedingungen ...«

Sie wusste, was er meinte. In diesem Augenblick war ihr alles ganz klar. Da war etwas in seiner Stimme. Und in der Art, wie sich seine Hand anfühlte. Die feinen Härchen, die sie mit einem Mal unter ihren Fingern spürte.

Sie sah nicht hin.

»Ist nicht schlimm«, sagte sie leise. »Ist überhaupt nicht schlimm.«

Er klang jetzt schon anders, so als fiele es ihm schwer, die Worte zu formulieren. »Es ist nicht ... wegen meiner Mutter«, brachte er mühsam hervor, »... oder Cesare.«

Sie blickte starr geradeaus. Konnte sich nicht dazu bringen, ihn anzuschauen. Wusste selbst nicht genau, warum. Aber sie konnte es einfach nicht.

Nicht *dabei*.

»Nur wegen dir«, flüsterte er brüchig.

Und warum geschieht es dann nicht mit mir?, dachte sie wie betäubt. Mir geht es doch genauso, verdammt noch mal. Weshalb verändere ich mich nicht?

Seine Hand glitt aus ihrer. Die feinen Borsten streiften ein letztes Mal ihre Finger. Ein zartes Streicheln, dann fort.

Das Ende der Straße kam näher, formte sich aus dem flimmernden Glutlicht, dem verwaschenen Hintergrund der Schlucht. Nicht mehr weit.

Er blieb ein Stück zurück. Stofffräscheln, als er Jeans und T-Shirt abstreifte, bevor die Veränderung die Nähte und Fasern sprengen konnte. Sie hörte es nur, sah noch immer nicht hin. Ging weiter, wie eine Schlafwandlerin.

Ein Scharren, dann die Laute von Pfoten, die vorwärts auf den Asphalt kippten. Leichtfüßige Schritte auf allen vieren, die wieder schneller wurden, aufholten, und doch ein

kurzes Stück hinter ihr blieben, gerade weit genug, dass er nicht in ihr Sichtfeld geriet. Aber sie spürte ihn, hörte ihn, roch ihn sogar.

Sie erreichte das geborstene Ende der Straße, setzte sich mit baumelnden Beinen an die Kante der Schlucht, starrte aufgewühlt und bebend in die Tiefe.

Warum nicht ich?, dachte sie. Reicht es nicht aus? Mag ich ihn nicht *genug*?

Oder war da noch etwas, das ihm zu schaffen machte? Furcht vor irgendetwas? Der Hass auf Cesare? Vielleicht ein Schuldgefühl, das den Ausbruch herbeigeführt hatte?

Hinter ihr näherten sich Pforten. Sein Schnurren an ihren Ohren. Das Reiben seines Fells an ihrem Rücken, ihrem Oberarm. Der heiße, animalische Geruch, die Wildheit, die er ausstrahlte. Geschmeidige Muskeln unter teerschwartzem Pelz. Eine Eleganz, die sie erzittern ließ.

Er setzte sich neben sie, ganz eng heran, und lehnte sein schönes Pantherhaupt an ihre Schulter.



Kai Meyer

Arkadien erwacht

Umschlag: Dörte Dosse

Umschlagtypografie: formlabor

Ca. 512 Seiten

15,0 x 22,0 cm, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-551-58201-0

Ca. € 19,90 (D) / € 20,50 (A) / sFr 35,90

Erscheint im November 2009